

ADRIANA MATHER

DRESSLER

Hunting November

Über dieses Buch

Nachdem November die ersten Wochen an der geheimnisvollen Academia Absconditi überlebt und sogar einen Mörder zur Strecke gebracht hat, kommt nun die nächste schwere Aufgabe auf sie zu: Novembers Vater ist spurlos verschwunden und sie muss ihn finden, bevor er Mitgliedern der Strategia in die Hände fällt. Gemeinsam mit Ash folgt sie seiner Spur. Eine tödliche Schnitzeljagd beginnt, und November und Ash finden sich bald auf feindlichem Gebiet wieder, umgeben von den erlesensten Strategen und Attentätern, die nur eines im Sinn haben: November und ihren Vater tot zu sehen.

Ein geheimes Eliteinternat, eine mörderische Schnitzeljagd und ein internationales Komplott: Die atemberaubend spannende Fortsetzung von »Killing November«

ADRIANA MATHER



Aus dem Amerikanischen von
Anne Brauner und Susanne Klein

Dressler Verlag · Hamburg

In liebevoller Erinnerung an meinen Kater Charles, der
einen kleinen Kopf und einen langen Schwanz,
geschmeidige Schultern wie ein Flughörnchen und
verschiedenfarbige Augen hatte. Er hat jede Nacht auf
meinem Kissen geschlafen und mir jeden Morgen in den
Kopf gebissen, wenn er Futter wollte. Als kleines Kätzchen
habe ich ihn in meinem Sweatshirt herumgetragen, und als
er groß war, hat er seinen Kopf in meine Halsbeuge
geschmiegt. Er war mein perfekter Kater und ich sein
Lebensmensch; seine Liebkosungen werden mir immer
fehlen.

Eins

Als ich klein war und mich die Leute fragten, was ich später mal werden wollte, gab ich ihnen alle möglichen verrückten Antworten. Einem Lehrer erzählte ich, ich wolle Couch-Potato werden, damit ich meine Tage eingekuschelt unter einer Decke im Wohnzimmer verbringen könnte. Der Mutter meiner besten Freundin Emily erzählte ich, dass ich Vorkosterin für Kekse werden wolle, weil Emily denselben Berufswunsch hatte. Und meinem Dad erzählte ich, dass ich gern ein Messer wäre, damit ich meinen überbackenen Käsetoast in zwei perfekte Dreiecke schneiden könnte statt der vier winzigen Quadrate, die er immer fabrizierte. Diese Antwort führte natürlich zu hochgezogenen Augenbrauen und der Erklärung, ein Mädchen sei etwas Lebendiges, Atmendes, das *sich selbst* aus Versehen an etwas schneiden kann; und ein Messer ein scharfes Stück Stahl, das dieses Schneiden *übernimmt*. Doch da sich der Großteil meiner Kindheit inzwischen als Lüge erwiesen hat, glaube ich, dass mein jüngeres Ich mit seiner Messer-Antwort bereits etwas Essenziellem auf der Spur war. In den vergangenen paar Wochen an der Academia Absconditi bin ich einem Messer – oder besser gesagt, der Gefahr, mit einem Messer erstochen zu werden – nämlich verdammt nah gekommen.

Ich schließe die Tür der Krankenstation hinter mir und durchquere einen leeren Korridor, der von Fackeln erleuchtet wird. Dabei rolle ich meinen Hemdsärmel über den Verband an meinem Unterarm. Die Krankenschwester hat meine Wunde mit einer dicken Paste bestrichen, die nach Kiefernnadeln und Lehm riecht. Dabei meinte sie dauernd, ich könnte mich *glücklich* schätzen, weil ich den Sturz vom Baum im Hof überstanden hätte, ohne mir die Knochen zu brechen. Nach einigem missbilligenden Zungenschnalzen fügte sie noch hinzu: »Ihr jungen Leute haltet alles für selbstverständlich.« Ich bezweifle, ob sie das Wort *glücklich* auch dann gebraucht hätte, wenn sie wüsste, dass ich vom Baum geschubst wurde, weil die Löwen meinen Tod wollen.

Als ich um die Ecke in einen weiteren stillen Gang einbiege, fallen mir die heruntergebrannten Fackeln auf: Der Flur vor mir liegt fast komplett im Dunkeln. Ich bleibe stehen und betrachte misstrauisch die verlöschende Glut an einer der Fackeln. Sollte sie nicht längst schon jemand ersetzt haben? Und wo sind die Wachen der Akademie? Normalerweise ist in jedem Gang eine postiert. Während ich noch überlege, ob ich nicht lieber zur Krankenstation zurückkehren sollte, höre ich ganz schwach ein gurgelndes Geräusch.

Ich beuge mich vor, zögere, den finsternen Korridor zu betreten – es ist, als ob die Finsternis nach mir schnappen könnte. Einen Augenblick lang ist alles still. Vielleicht habe ich mir das Geräusch auch nur eingebildet. Dann ertönt ein

keuchendes Husten, das meinen Adrenalin Spiegel nach oben schießen lässt.

»November!«, ruft eine erstickte Stimme und mir wird bang ums Herz. Diese Stimme kenne ich.

»Ash?!«, brülle ich. Jetzt zaudere ich nicht länger. Ich sprinte geradezu ins Dunkel.

Meine Stiefel klackern rhythmisch über den Steinboden, mein Atemrhythmus passt sich meiner Schrittgeschwindigkeit an. Um die Orientierung zu behalten, fahre ich mit der Hand die Wand entlang, immer Ashs gequälter Stimme nach.

Vor mir kann ich zu meiner Linken einen schwachen Lichtstreifen ausmachen – er scheint unter einer geschlossenen Tür hervor –, und als ich näher komme, werden die Würgegeäusche lauter. Im Finstern taste ich nach dem Türriegel und werfe mich dann mit meinem ganzen Gewicht gegen die schwere Holztür. Die Angeln geben ächzend nach, und ich platze ins Zimmer, bleibe im nächsten Moment jedoch wie angewurzelt stehen, sodass ich um ein Haar das Gleichgewicht verliere.

Nach Luft ringend versuche ich, meinen Herzschlag unter Kontrolle zu bringen. Ich befinde mich in einem riesigen Raum mit Steinwänden und einer hohen Gewölbedecke. Seltsamerweise ist er fast unmöbliert – bis auf ein Podest am anderen Ende des Zimmers, auf dem ein mächtiger, aufwendig gestalteter Stuhl steht, der einem Thron ähnelt. An den Wänden hängen beindruckende Porträts vornehmer Damen und Herren und kunstvolle

Wandteppiche. Doch was mich so jäh hat innehalten lassen, ist weder die Architektur noch die Ausstattung des Raumes. Sondern *die Leichen*.

Mein Blick schweift über den kostbaren Boden und ich schlage entsetzt die Hand vor den Mund. Die meisten der Toten habe ich noch nie gesehen, ein Meer aus unbekannten Gesichtern, die Züge in ihren letzten Lebensmomenten vor Schmerz verzerrt. Aber dann entdecke ich ihn, ganz hinten im Raum: Ash, der sich an die Kehle greift und dem Schaum aus dem Mund dringt. Und neben ihm Layla und daneben Ines, Aarya und Matteo. Sie liegen mit gespreizten Gliedern da, unbeweglich, die Rücken durchgedrückt, mit blutigen Malen quer über der Kehle. Und vor den Leichnamen steht mit dem Rücken zu mir ein großer Mann mit silbergrauem Haar. Er beginnt zu lachen, ausdauernd und laut.

»Nein-nein-nein-nein ...«, stoße ich in einem einzigen Atemzug hervor und mein Puls hämmert in meinen Schläfen. Hektisch schlängele ich mich an den Leichnamen vorbei, die Panik lässt mich taumeln.

Laylas grazile Hand umklammert noch immer ihre Kehle, als ränge sie nach Luft, aber ihre Augen sind geschlossen und sie liegt vollkommen reglos da. Jetzt schreie ich doch und stolpere gleichzeitig über einen Arm, sodass meine Hände über den kalten Steinboden rutschen. Sofort rapple ich mich wieder auf. Ash schaut mich verzweifelt an, wieder muss er würgen. Er streckt die Hand nach mir aus.

Der Mann mit dem silbergrauen Haar blickt auf den nach Luft schnappenden Ash herab.

»Was haben Sie ihnen angetan?«, krächze ich.

Der Mann beugt sich über Ash und hält dabei ein kleines blaues Fläschchen in der Hand. *Gift*, denke ich und will ihn anbrüllen, es nicht zu tun. Doch ich kriege die Worte nicht richtig heraus, sie verzerren sich zu einem Schluchzen.

»Du meinst, was haben *wir* getan, November«, sagt der alte Mann, ohne sich umzudrehen. Seine Stimme klingt wie das Schnurren einer großen Katze.

Er setzt Ash das Fläschchen an die Lippen, aber Ash sieht ihn nicht an. Er starrt mit Entsetzen auf meine Hand. Ich folge seinem Blick. Auf meiner Handfläche liegt ein identisch aussehendes blaues Fläschchen.

Der alte Mann schüttet die Flüssigkeit aus dem Fläschchen in Ashs Mund und wieder schreie ich los.



»November?«

Ich setze mich abrupt auf und strecke die Arme aus, um mich zu stabilisieren, muss mich aber schließlich doch an einem der grauen Samtkissen abstützen. Der letzte Ton eines Schreis dringt zwischen meinen Lippen hervor, gedämpft und unsicher.

Ash packt mich an den Schultern, um mir Halt zu geben.

»Ich habe nicht ...«, fange ich an und halte dann inne, desorientiert und extrem angespannt. Mein Herz rast, als wäre ich noch immer in jenem Raum.

»Schau dich um, November. Atme«, sagt Ash ruhig und ich klammere mich an seine Stimme.

Dann scanne ich rasch meine Umgebung, sehe das Feuer im Kamin, den Esstisch am Fenster, die blickdichten weinroten Vorhänge und Ash – der quicklebendig neben mir auf dem Sofa sitzt, im Salon der Wohneinheit, die ich mir mit seiner Zwillingschwester Layla teile. Alles wirkt ganz normal, trotzdem verspüre ich noch immer diese Angst. Und auch wenn ich nicht genau weiß, warum, bin ich mir doch absolut sicher, dass alles, was in dem Traum geschehen ist, meine Schuld war.

»Du warst ...« Mein Tonfall ist rau und meine Stimme zittrig. »Und es war meine ...« Ich spreche lieber nicht weiter, denn ich bin nicht in der Lage, den Horror zu beschreiben, den ich gerade erlebt habe. Es fühlte sich so real an, so unglaublich real.

Ash schaut mich voller Mitgefühl an, als kenne er diese Sorte von Traum nur allzu gut. Ich hole tief Luft, lasse die Schultern ein Stück sinken. *Es war ein Albtraum. Nur ein Albtraum.* Keiner ist gestorben, rede ich mir selbst gut zu, trotzdem bleibt meine Beklommenheit wie ein schlechter Geschmack, den man einfach nicht loswird.

»Ich erinnere mich gar nicht daran, wie ich eingeschlafen bin«, murmle ich und reibe mir übers Gesicht, das völlig verschwitzt ist.

Ash mustert mich prüfend, lässt mich dann los, weicht aber nicht von meiner Seite. Seine glatten schwarzen Haare rahmen sein Gesicht perfekt ein, seine Augen unter den langen Wimpern blicken mich durchdringend an. Obwohl er vorgestern auch jede Menge Schnitte und Prellungen abbekommen hat, sieht er gelassener und zugleich gepflegter aus als ich zu meinen besten Zeiten. Je länger ich ihn anschau, desto schuldiger fühle ich mich. Mag der Traum auch nicht real sein: dass Ash und ich nur knapp mit dem Leben davongekommen sind, ist real, und das ist allein meine Schuld.

»Ich hätte dich auch in dein Bett getragen, aber ich wollte dich nicht wecken«, sagt er, fragt mich jedoch nicht nach meinem Albtraum. Verrückterweise kann ich das nachvollziehen – er will nicht neugierig wirken, mich nicht bedrängen. Inzwischen habe ich verstanden, warum Strategen ihre Familiengeheimnisse hüten, doch dass sie sich und ihre Gefühle ständig im Zaum halten, ist etwas, an das ich mich noch immer nicht gewöhnt habe. Wenn meine beste Freundin Emily miterlebt hätte, wie ich derart panisch aufwache, hätte sie nicht nur darauf bestanden, dass ich ihr alles haarklein erzähle, sondern sie hätte den Traum auch so lange mit mir analysiert, bis dessen Bedeutung sich auf die Prophezeiung eines miesen Tages reduziert hätte.

Ich spähe zu Laylas geschlossener Schlafzimmertür hinüber.

»Sie ist vor einer Stunde ins Bett gegangen«, beantwortet Ash meine stumme Frage.

Als ich mich wieder zu ihm drehe, bemerke ich seinen besorgten Gesichtsausdruck. »Aber du bist geblieben.« Und darüber bin ich froh. Trotz unseres holprigen Starts in meiner ersten Zeit an der Akademie und des anfänglichen Misstrauens zwischen uns vertraue ich ihm mittlerweile hundertprozentig.

»Ich habe über Verschiedenes nachgedacht.« Er lächelt kurz, und obwohl das ganz bestimmt die Wahrheit ist, kann es gewiss nicht der einzige Grund sein, warum er mitten in der Nacht neben mir auf der Couch sitzt. Wenn er ein anderer wäre und ich nicht gerade den grauenhaftesten Albtraum meines Lebens gehabt hätte, würde ich ihn jetzt damit aufziehen, dass er nur nicht von meiner Seite weichen wollte. Aber so, wie ich Ash kenne, hat er ein weitaus weniger romantisches Motiv – zum Beispiel aufzupassen, dass mich niemand im Schlaf erdolcht.

»Über was hast du nachgedacht?«

»Ich habe mir überlegt, dass wir nicht sicher sein können, wer alles über deinen Vater Bescheid weiß«, entgegnet Ash – womit er das Gespräch auf die Probleme meiner Familie lenkt und damit das bisschen Wohlgefühl zerstört, das sich gerade in mir regte. Mittlerweile sollte ich mich eigentlich daran gewöhnt haben, Wohlgefühle sind nämlich nicht gerade das Markenzeichen der Akademie. An dieser Schule geht es mehr ums Überleben als um klassische Lerninhalte, mehr um raffiniert eingefädelte

Bündnisse als um Freundschaften. Was ich auf die harte Tour lernen musste, als ich herausfand, dass die mächtigste Familie der Strategia einen Rachefeldzug gegen meinen Dad führt. Und wie sich zeigte, wollten mich einige Schüler töten, um ihre Loyalität zu dieser Familie unter Beweis zu stellen. Genau wie einer der Lehrer, der zufällig auch der Bruder meines Vaters war. »Dr. Conner war ja ganz offensichtlich im Bilde«, fährt Ash fort, »aber was ist mit den Löwen generell? Wir müssen rausbekommen, warum sie deine Familie weiterhin jagen, wenn wir deinen Vater auch wirklich finden wollen.«

Bei der Erwähnung der Löwen wandern meine Gedanken unwillkürlich zurück zu den blutigen Leichen in meinem Albtraum. Voller Schuldgefühle wende ich kurz den Blick ab, weil ich Ash in diesen Schlamassel mit reingezogen habe. Dann reibe ich mir mit den Handballen über die Augen. »Willst du damit sagen, du glaubst, die Löwen sind nicht nur wegen der Romeo-und-Julia-Story meiner Eltern hinter mir und meinem Dad her, sondern noch aus einem anderen Grund?«

»Ganz genau. Denk doch mal nach: Deine Mutter war eine Bärin und dein Vater ein Löwe. Vor fünfundzwanzig Jahren verliebten sie sich ineinander, beschlossen, ihre jeweiligen Familien zu verlassen, ihren Führungsanspruch aufzugeben und unterzutauchen. Dann haben Attentäter der Löwen deine Mutter getötet, als du wie alt warst?«

»Sechs«, antworte ich und richte mich kerzengerade auf.

»Also vor elf Jahren«, fährt Ash fort. »Doch zwischen damals und dem vergangenen Monat, als deine Tante ermordet wurde und dein Vater dich hierherschickte: Kannst du dich da an irgendwelche Drohungen vonseiten der Löwen erinnern?«

Ich runzele die Stirn und gehe im Geiste verschiedene Kindheitserinnerungen durch, suche nach einer Zeit, in der Dad gestresst oder mürrisch gewirkt hat. Gab es irgendein Anzeichen, dass die Löwen hinter uns her gewesen sein könnten? Schließlich schüttle ich den Kopf. »Ganz ehrlich: Ich glaube nicht. Dad hätte uns bestimmt an einem anderen Ort in Sicherheit gebracht, wenn es solche Drohungen gegeben hätte. Nach dem Tod meiner Mutter hatten wir natürlich eine sehr schwere Zeit, aber ansonsten waren wir glücklich und unser Leben war nicht besonders kompliziert.« Meine Stimme bricht, als mir klar wird, dass ich *glücklich* soeben in die Vergangenheit gesetzt habe.

Ash nickt, als hätte ich seine Vermutung bestätigt. »Die Ereignisse liegen sehr weit auseinander. Die Flucht deiner Eltern, der Tod deiner Mutter und jetzt die Ermordung deiner Tante.«

Unsicher sehe ich ihn an. »Dann glaubst du also nicht, dass die Löwen die ganze Zeit über hinter uns her waren?«

»Ich behaupte nicht, dass es nicht sein kann, aber es hätte während der vergangenen fünfundzwanzig Jahre doch viele ihrer Ressourcen gebunden. Daher ist es sehr viel wahrscheinlicher, dass die neusten Angriffe von einem anderen Ereignis ausgelöst wurden, das den Löwen

Erkenntnisse oder Informationen über deine Familie geliefert hat. Korrigier mich, wenn ich falschliege, doch unseren früheren Gesprächen nach zu urteilen, hast du dein bisheriges Leben in ein und derselben Kleinstadt verbracht, an einem abgelegenen Ort, an dem ihr euch nicht verborgen habt, sondern gut integriert wart.« Er wartet auf Widerspruch, und als der ausbleibt, fährt er fort. »Für mich hört sich das nicht so an, als wärt ihr bedrängt worden; es klingt, als wärt ihr in Sicherheit gewesen.«

Ich kaue an meinem Daumennagel und suche nach möglichen Denkfehlern in Ashs Theorie, finde aber keine. »Nehmen wir an, du hast recht. Wie haben sie dann meine Tante aufgespürt? Was hat sich geändert?«

»Genau darauf will ich hinaus – irgendetwas hat sich geändert«, bestätigt Ash. »Und der Grund dafür hängt meiner Meinung nach unmittelbar mit dem zusammen, was dein Vater jetzt gerade tut.«

Nicht zum ersten Mal packt mich die Angst um meinen Dad so stark, dass mir die Luft wegbleibt. *Immerhin ist Dr. Conner weg*, rede ich mir gut zu, *und ich kann frei entscheiden, ob ich die Akademie verlassen will*. Doch im selben Moment, in dem ich das denke, wird mir auch schon schlecht. Dr. Conner ist nicht einfach nur weg, er *ist tot*, und sein Tod hing in jeder Hinsicht mit *mir* zusammen.

Ashs Blick ist beinahe entschuldigend. »Du hast ganz schön viel durchgemacht, trotzdem kann ich nicht genug betonen, wie wichtig es ist, dass morgen alles glattläuft. Noch sind wir nicht draußen.«

Bei dem Wort *wir* verlässt mich schon wieder der Mut. Ash will mir dabei helfen, meinen Vater zu finden – ein Angebot, das vielleicht seinen Tod bedeuten kann.

»Keiner darf wissen, dass wir die Schule verlassen«, sagt er ruhig. »Du gehst wie immer mit Layla zum Unterricht, isst im Speisesaal zu Mittag und lernst dann in der Bibliothek, als wäre alles vollkommen normal.«

Ich sehe ihn spöttisch an. Als ob es an dieser Schule jemals *normal* zugegangen wäre. »Du findest also, ich habe ›ganz schön viel durchgemacht‹, hm? Das nenne ich doch mal die Untertreibung des Jahres«, witzle ich und hoffe, er merkt nicht, wie durcheinander ich bin. »Nicht zu glauben, dass ich noch vor einem Monat keine Ahnung von der Existenz dieses bizarren Internats hatte, geschweige denn von der Strategia überhaupt.« Ich zeige auf den Raum, in dem wir sitzen. »Und jetzt bin ich schon ein halbes Dutzend Mal nur knapp dem Tod entgangen, wurde noch dazu des Mordes beschuldigt, und trotzdem stecke ich jetzt mehr denn je in Schwierigkeiten, weil mein Dad von sogenannten Attentätern und Familien gejagt wird, die einer Geheimgesellschaft angehören. Und die sind natürlich derartig mächtig, dass sie schon seit Tausenden von Jahren das historische Weltgeschehen beeinflussen. Nicht die besten Aussichten, schätze ich.« Ich werfe Ash einen flehentlichen Blick zu. Hoffentlich spielt er das umgehend herunter. Denn wenn er das nicht tut, wird der Rest meiner Nacht garantiert auch noch von Albträumen bestimmt.

»Es wäre falsch, dir zu sagen, dass es einfacher wird«, sagt er und ich seufze resigniert. »Denn es wird wahrscheinlich sehr viel schlimmer werden.«

»Na, das ist ja mal ein Trost.«

Ash lächelt leise. »Ich tröste dich, sobald ich mir sicher bin, dass wir nicht sterben werden.«

Das bringt mich gegen meinen Willen zum Lachen. »Das ist buchstäblich das Schlimmste, was du hättest sagen können. Hast du noch nie davon gehört, dass Notlügen Leben retten? Deswegen soll man jemand anderem ja auch immer versichern, sein Outfit sähe gut aus, ganz egal, ob es stimmt.«

»Dein Outfit sieht gut aus«, wiederholt er brav und seine Augen funkeln belustigt.

»Stimmt!« Ich blicke auf meine zerknitterte Schuluniform, die aus einem weißen Leinenhemd, schwarzen Leggings und schwarzen Schnürstiefeln besteht. »Damit könnte ich glatt einen Piratenkostümwettbewerb gewinnen.«

Ashs Mund verzieht sich schon wieder zu einem Lächeln, aber er wirkt mehr als nur amüsiert. Er schaut mich an, als wäre ich der ungewöhnlichste und interessanteste Mensch, dem er je begegnet ist.

»Und überhaupt ...«, setze ich nach, »seit wann sorgst du dich so wegen möglicher Gefahren? Bist du sonst nicht immer derjenige, der nichts ernst nimmt? Du fällst komplett aus der Rolle«, beschuldige ich ihn und werde

gleichzeitig ein bisschen rot, weil er mich weiterhin unverwandt anschaut.

»Ich Sorge mich wegen möglicher Gefahren, seit ich Gefühle für die beteiligte Person entwickelt habe«, sagt Ash und seine Antwort erwischt mich kalt.

Dass er mal ernst wird, kommt immer unerwartet, und so schweigen wir einen Moment lang – wobei mir bewusst wird, wie dicht wir beieinandersitzen. Die Luft zwischen uns ist schwer und warm vom Kaminfeuer.

»Brendan«, sagt Ash plötzlich und macht damit jäh die Stimmung kaputt.

»Hä?« Da komme ich jetzt gerade nicht mit.

»Behalte Brendan morgen im Auge.« Er spricht leise und mit Bedacht. »Da Nyx vorübergehend außer Gefecht gesetzt ist und sowohl Charles als auch Dr. Conner tot sind, bin ich mir nicht ganz sicher, was die Löwen als Nächstes tun werden. Brendan ist eine ihrer letzten Waffen hier. Es wäre dumm, wenn wir ihm auf die Sprünge helfen, weil er merkt, dass wir verschwinden wollen.«

Mir schwirrt der Kopf, als ich mir alle Ereignisse der vergangenen Woche in Erinnerung rufe: Charles' Tod, nachdem er versucht hatte, mich zu ermorden; Nyx im Gefängnis, weil sie mich mit dem Schwert durchbohren wollte. Und jetzt warnt mich Ash davor, Brendan könnte da weitermachen, wo die anderen aufgehört haben. »Gibt es nicht vielleicht eine Grundregel, die besagt, dass es schlechter Stil ist, jemanden nach einer Attacke sofort wieder anzugreifen?«

Ash lehnt sich gegen die Sofakissen. »Nicht wenn du zur Strategia gehörst. Im Grunde macht es dich zu einem noch interessanteren Ziel.«

Na toll – seine Antwort klingt in meinen Ohren wie eine echt verdrehte Version des alten Spruchs *Übung macht den Meister*. Ich schnappe mir eins der grauen Samtkissen vom Sofa und drücke es an meine Brust. Ein Blick zu Ash genügt und schon wird mein Hirn wieder von Bildern aus dem Albtraum geflutet. Er hat Conners Versuch, ihn zu vergiften, zwar überlebt, aber nur knapp. Was passiert beim nächsten Mal? Könnte ich überhaupt noch in den Spiegel schauen, wenn Ash meinetwegen verletzt oder sogar getötet würde? Als er angeboten hat, alles stehen und liegen zu lassen, um mir bei der Suche nach meinem Vater zu helfen, klang das zunächst aufregend, sogar romantisch. Jetzt verursacht mir der Gedanke Magenschmerzen.

Ich starre auf die schwächer werdenden Flammen im Kamin. »Das ist es ja gerade, *ich* bin das Ziel. Du hingegen musst es nicht sein.«

»Was schlägst du also vor?«, fragt Ash verunsichert.

Er wartet einige Augenblicke lang auf eine Antwort, aber ich bin zu sehr in meine verworrenen Gedanken verstrickt. Also mustert er mich von Kopf bis Fuß. »Du lehnst dich von mir weg, November, das heißt, du versuchst dich zu schützen. Und du reibst dir mit dem Daumen über die Handfläche, eine Geste der Selbstberuhigung. Ich kann

jetzt weiter deine Körpersprache deuten, aber einfacher wäre es, wenn du mit mir redest.«

Ich lasse den Blick von den tanzenden Flammen zu Laylas Schlafzimmertür schweifen. »Hör zu: Ich bin dir unglaublich dankbar, dass du mitkommen willst, um meinen Dad zu suchen. Aber du zahlst einen hohen Preis dafür, Ash. Als Erstes ist da Layla, die du im Stich lässt. Wenn deiner Schwester etwas zustößt, während du weg bist, wirst du dir das nie verzeihen und mir auch nicht. Und umgekehrt gilt dasselbe für Layla, falls dir etwas passiert.«

»Dann kommen wir am besten heil wieder zurück«, entgegnet Ash und sieht mich neugierig an.

»Zweitens«, fahre ich fort, ohne auf Ashs flapsige Antwort einzugehen, »was wird deine Familie davon halten?« Angesichts der Macht, die Brendan und die Löwen haben, mag ich mir die Konsequenzen für Ashs Familie gar nicht ausmalen, wenn er sich den Löwen entgegenstellt. »Bringst du dich damit denn nicht in eine sehr angreifbare Lage?«

Ash lächelt, aber ich sehe ihm an, dass ihm dieser Punkt ebenfalls Sorgen bereitet. »Falls wir Erfolg haben, ist nichts davon ein Problem.«

»Mir ist es ernst. Gerade eben noch hast du mir erzählt, wie gefährlich unser Vorhaben ist und wie leicht wir sterben könnten. Wir haben keine Ahnung, was uns da draußen erwartet. Wir haben keine Ahnung, ob die übrigen Mitglieder der Strategia von meiner Existenz wissen ...«

»Ich nehme stark an, dass mehr Leute über dich Bescheid wissen, als du denkst«, sagt er ruhig.

Ich starre ihn an. Das ist doch hoffentlich ein Witz?

»Einige Schüler hier – zum Beispiel Matteo – haben dich in dem Augenblick erkannt, in dem du das Gebäude betreten hast. Wir müssen damit rechnen, dass es anderen genauso geht«, bestätigt Ash meine unausgesprochenen Befürchtungen. »Außerdem hat Aarya der gesamten Schule erzählt, wer deine Eltern sind. Die Kommunikation zwischen der Akademie und der Außenwelt wird zwar überwacht und ist meist zeitverzögert, aber es ist durchaus möglich, dass die Nachricht die Runde macht, ehe wir deinen Vater finden. Ganz zu schweigen davon, welche Flut an Vermutungen unser morgiges Verschwinden auslösen wird. Vielleicht denken die anderen, Blackwood hätte uns nach den jüngsten Ereignissen erlaubt, unsere Familien zu sehen. Aber es ist genauso wahrscheinlich, dass sie nach den Mordanschlägen der Löwen von einem Rachefeldzug ausgehen. Wie ich also vorhin schon gesagt habe: Niemand darf etwas wissen, ehe es nicht absolut notwendig ist.«

»Na, siehst du«, sage ich mit Nachdruck, »wenn du mir hilfst, hängst du auf jeden Fall mit drin.«

»Ich habe dir bereits geholfen.«

»Ja, an der Akademie. Aber hier sind wir isoliert und geschützt. Da draußen bist du ein Mitglied der Wölfe, das aktiv die Pläne der Löwen zu durchkreuzen versucht. Du hast dich dein Leben lang angestrengt, um dich selbst als potenzieller Anführer unter Beweis zu stellen. Was ich

vorhabe, ist ein verrücktes Unterfangen und kann das alles mit einem Schlag zunichtemachen.«

Ash seufzt, als würde ich nicht kapieren, worum es eigentlich geht. »Aber wenn ich dich in einer Welt herumstolpern lasse, von der du keine Ahnung hast, und tatenlos zusehe, wie du dich ganz allein der mächtigsten Familie der Strategia entgegenstellst, kann ich meine künftige Führungsrolle auch gleich aufgeben. Denn ich werde immer wissen, dass ich im entscheidenden Moment nicht da war.«

Ihn anzusehen, zerreißt mich fast, denn einerseits habe ich Angst davor, was ihm zustoßen könnte, und andererseits möchte ich ihn unbedingt bei mir haben. »Wenn du mit mir kommst, wirst du vielleicht keine Gelegenheit mehr haben, deinen Abschluss an der Akademie zu machen und erst recht nicht, eine Familie anzuführen.«

»Und genauso gut könnte ich niemals lernen, akzentfrei Französisch zu sprechen. Es gibt eben Dinge, die man für sich akzeptieren muss«, entgegnet Ash und wieder stiehlt sich dieses Lächeln auf sein Gesicht.

»Ash ...«

»*November*«, erwidert er, nimmt meine Hand und seine warmen Finger lassen eine Gänsehaut meinen Arm hinaufwandern. »Ich bin mir der Gefahr bewusst. Ich wei sehr wohl, welche Risiken wir eingehen. Aber an meiner Entscheidung ändert das nichts. Ich komme mit dir.«

Zwei

Frühmorgendliches Licht fließt an den Rändern der schweren Vorhänge vorbei, und ich liege wach in meinem Himmelbett und beobachte, wie das Zimmer langsam sichtbar wird. Noch vor Kurzem ging es mir gewaltig auf die Nerven, dass es hier keinen Strom gibt und alles so düster ist. Ich fühlte mich isoliert in dieser Burg, mitten im Wald, weit weg von allem, was ich kannte und liebte. Doch jetzt wird mir schlagartig klar, dass ich mich nicht länger eingesperrt fühle. Keine Ahnung, wann sich das geändert hat, wann *ich* mich geändert habe. Ich komme mir nicht mehr fehl am Platz vor, wie es am Anfang der Fall war.

Ich ziehe die Vorhänge auf und lasse das dämmrige Licht herein. Im Zimmer ist es eiskalt und meine dicken Socken bringen auf dem Steinboden nicht viel. Ich gehe rüber zu der antiken Kommode, auf der ein Wasserbecken steht und ein frisches Handtuch bereitliegt, spritze mir etwas Wasser ins Gesicht und betrachte mich im Spiegel. Der Bluterguss unter meinem Auge, wo mir Matteo eine verpasst hat, ist kaum mehr zu sehen. Die Schnitte an meinen Armen und Beinen sind rot, fangen aber an zu heilen. Die verdanke ich Felix, der mich im Rankengarten vom Baum gestoßen hat. Die Prellung am Kiefer ist hingegen dunkler als gestern

und mir tut alles weh – aber das sind nur Kleinigkeiten verglichen mit der Aufgabe, meinen Dad aufzuspüren.

Ich betrachte die Bäume draußen vorm Fenster. Zwischen den Ästen wirbeln die ersten Schneeflocken herab. »Schnee«, flüstere ich, und augenblicklich packt mich das Heimweh nach Pembroke und Emily und unseren winterlichen Eskapaden. Erst da kapiere ich, was heute für ein Tag ist. »20. Dezember«, sage ich laut und mir schnürt sich die Brust zu.

»20. Dezember!«, brüllen Emily und ich aus den Rücksitzfenstern von Dads Auto. Die fünfzehn Zentimeter Schnee bringen die Bäume zum Glitzern und der zentrale Platz unserer Stadt sieht so idyllisch wie auf einer typischen Neuengland-Postkarte aus.

»Was meint ihr? Sollen wir rodeln gehen?«, fragt Dad vom Fahrersitz.

»Also ...« Emily schaut mich verschwörerisch an. »Wir dachten, wir könnten vielleicht rüber zum Eastbury-Teich und Schlittschuh laufen, wenn Sie uns dorthin fahren würden.«

»Frühstück, dann Schlittschuh laufen, dann heiße Schokolade, dann rodeln«, stimme ich in Emilys Begeisterung mit ein. »Danach bestellen wir uns eine Riesenpizza, vielleicht sogar zwei Riesenpizzas, und fahren durch die Gegend, um uns in den reichen Vierteln die Weihnachtsbeleuchtung anzugucken.«

Dad parkt den Wagen vor Lucille's Diner und stellt den Motor aus. »Es ist dein Tag, Nova. Egal was ihr Mädels machen wollt, ich bin dabei.«

Im Winter nach meinem sechsten Geburtstag und ein paar Monate nach Moms Tod hat Dad für den 20. Dezember ein Winterfest ins Leben gerufen, unser ureigener, selbst erfundener Feiertag, der weder eine Verbindung zu früher hatte noch nostalgisch sein sollte, damit er uns nicht an unseren Verlust erinnert. Emily ist von Anfang an dabei gewesen. Und obwohl es prima ist, wenn der Zwanzigste auf ein Wochenende fällt, ist es tausendmal besser, wenn es ein gewöhnlicher Schultag ist und unsere Eltern uns erlauben zu schwänzen.

Emily und ich springen aus dem Wagen, unsere Stiefel knirschen auf dem frischen Schnee. Das breite Grinsen auf unseren Gesichtern wird von dem Wissen befeuert, dass wir etwas Tolles unternehmen, während alle anderen gerade Mathe haben.

Es klopft an meine Schlafzimmertür und ich wische mir das Gesicht mit dem Handtuch ab. »Herein.«

Pippa, das junge Dienstmädchen, das sich um Layla und mich kümmert, kommt mit frisch gebügelten Kleidern über dem Arm ins Zimmer.

»Guten Morgen ...«, sagt sie zögerlich und in dem Gruß scheint eine unausgesprochene Frage mitzuschwingen. Sie legt eine schwarze Leggings und ein sauberes weißes Leinenhemd über die Truhe am Ende meines Bettes.

»Danke!« Ich versuche, möglichst munter zu klingen, merke aber selbst, wie angestrengt das wirkt.

Pippas Blick wandert zu meinen ramponierten Armen, die aus den hochgekrempelten Ärmeln meines Nachthemds hervorschauen. Sie schaut besorgt drein, und ich rolle rasch die Ärmel nach unten, was mich wieder an meinen Traum von vergangener Nacht erinnert. Dann versuche ich, sie möglichst entspannt anzulächeln, auch wenn ich kein bisschen entspannt bin. Wenn ich nicht mal Pippa davon überzeugen kann, dass es mir gut geht und alles wie immer ist, wird mir das bei meinen mit sämtlichen Täuschungsmanövern vertrauten Klassenkameraden ganz bestimmt nicht gelingen.

Auf halbem Weg zur Tür bleibt Pippa nochmals stehen und schaut mich an, als wollte sie etwas sagen, doch da kommt Layla herein und Pippa entschuldigt sich. Ich unterdrücke den Wunsch, mich von ihr zu verabschieden, sie zu umarmen und mich dafür zu bedanken, wie gut sie sich während meines Aufenthalts hier um mich gekümmert hat. *Keiner darf wissen, dass wir die Akademie verlassen*, rufe ich mir in Erinnerung.

»Ich richte es ihr aus«, sagt Layla leise, als sich die Tür zum Flur schließt. Obwohl sie einige Zeit im Kerker verbracht hat, wirkt sie so beherrscht und gelassen wie immer. Ihr langes dunkles Haar fällt ihr in glänzenden Wellen offen über die Schultern. »Ich persönlich finde dein überschwängliches Verhalten zwar ein bisschen fragwürdig, aber Pippa ist ein netter Mensch und würde

sich sicher über ein Wort des Abschieds von dir freuen.« Es hat den Anschein, als hielte sie Höflichkeit schlichtweg für eine Formalität.

Ich nicke ihr dankbar zu.

»Da Ash und du ja schon heute Abend aufbrecht, wird es Zeit, sich Gedanken über den möglichen Aufenthaltsort deines Vater zu machen«, sagt sie und alle meine Sorgen sind auf einen Schlag wieder da. »Ist dein Vater der Typ, der sich für die Ermordung deiner Tante umgehend an seiner Familie rächen will? Oder wird er erst untertauchen, Informationen sammeln und sich für ein subtileres Vorgehen entscheiden?«

»Ich würde ja gern sagen, dass er nicht der Rachetyp ist«, entgegne ich und beiße mir nervös auf den Daumnagel. »Aber wenn ich eins an dieser Schule gelernt habe, dann, dass ich kaum etwas über meinen Vater weiß.« Ich schaue zu ihr auf. »So oder so plant er vermutlich was Gefährliches, sonst hätte er mich nicht hierhergeschickt.«

»Na schön, das ist doch schon mal ein Anfang.« Layla hat ihre typische nachdenkliche Miene aufgesetzt. »Falls er beschlossen hat, das Territorium der Löwen zu betreten, kann man das mit Gewissheit als gefährlich einstufen.«

Ich setze mich auf meine Bettkante. »Diese Schlussfolgerung hat mich die halbe Nacht lang wach gehalten.«

Layla streicht sich das Haar hinters Ohr und lässt sich neben mir auf dem Bett nieder. »Wenn er hinter den Löwen

her ist, hält er sich wahrscheinlich irgendwo in Großbritannien auf. Dort haben sie ihr Hauptquartier, dort residiert Jag und dort sind ihre Verbündeten am stärksten.« Sie dreht sich zu mir. »Unsere Familie hat Kontakte nach England. Das hat jede Familie.« Sie hält kurz inne. »Ich mache mir jedoch Gedanken, ob diese Kontaktpersonen aus unserer Familie dir und Ash wirklich Beistand leisten werden. Nicht alle aus unserer Familie verabscheuen die Löwen so sehr wie wir.« Layla schaut mich an, als hätte sie gerade einen Entschluss gefasst. »Ohne Unterstützung werdet ihr jedoch nicht in der Lage sein, deinen Vater aufzuspüren.«

Ich suche in ihrem Gesicht nach einem Anhaltspunkt, um die tiefere Bedeutung hinter ihrer schlichten Aussage zu entschlüsseln. »Da hast du bestimmt recht, Layla. Was schlägst du denn vor?«

»Dass du deine Kontakte bei den Bären nutzt«, entgegnet sie.

»Aber die habe ich doch gar nicht.«

»Du vielleicht nicht, aber Matteo«, gibt Layla zurück und ich zucke unwillkürlich zusammen.

»Du erwartest ja wohl nicht ernsthaft von mir, dass ich Matteo um Hilfe bitte, oder? Das würde auch nichts bringen. Er hasst mich.«

»Ich habe nicht behauptet, dass es leicht wird, ich halte es aber für klug«, sagt sie sachlich.

Ich seufze. Diesen einen letzten »ganz normalen« Tag zu überstehen, hat sich gerade als noch ein bisschen

komplizierter erwiesen, als mir lieb ist.